

Programmbereich Kultur / Kunst und Kulturjournalismus  
Redaktion: Ulrich Kühn

**Sendung am: 07.01.2023**  
**13.05 – 13.15 Uhr**

**GEDANKEN ZUR ZEIT**

**Ein Jahr zum Hassen und Lieben**

**Warum 2023 mit Sicherheit anders wird**

Von Ulrich Kühn

**NDRkultur**

**GEDANKEN  
ZUR ZEIT**

*sonnabends*

13.05 – 13.15 Uhr

Sprecher An- und Abmoderation: Jürgen Deppe  
Manuskript und Sprechen: Ulrich Kühn

**Telefon:  
0511 / 988-2321**

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

## **Anmoderation:**

Selten hat ein Jahr so schlechte Kritiken bekommen wie das jüngst verabschiedete 2022. Was lange unvorstellbar war oder als überwunden galt, prägte die Realität. Das Jahr war ein einziger Stresstest, sogar für jene, die sich durch Pessimismus gegen Unerfreuliches wappnen. Krieg, Inflation, eine große Krankheitswelle, zu schweigen von den sich mehrenden Vorzeichen der drohenden Klimakatastrophe. Wird 2023 alles noch schlimmer? Es liegt in der Natur der Zukunft, dass wir nur spekulieren können. Aber es gibt Anhaltspunkte in Gegenwart und Vergangenheit.

Hier die Gedanken von Ulrich Kühn, Abteilungsleiter Kunst und Kulturjournalismus im Programmbereich Kultur des NDR:

## **Beitrag:**

Die Zukunft hat etwas Magisches an sich, etwas Unwiderstehliches. Wir müssen zu ihr hin, das Leben bewegt uns auf sie zu. Anders geht es den Toten, sie haben die Zukunft hinter sich. Aber auch die Vergangenheit entfaltet magische Kraft. Wo eine Gesellschaft steht, zeigt sich vielleicht ganz gut daran, wie sie auf die Toten schaut, besonders auf die berühmten. Da bot das vergangene Jahr spektakulären Stoff.

Zuerst ging im September die Queen. Zum Jahresende dann Pelé, den sie den „König“ nannten. Schließlich am Silvestertag der emeritierte Papst, den sein Rücktritt als ein Weltenkind wie jedes andere kenntlich machte, obwohl er die Zukunft der Kirche in der „Entweltlichung“ sah.

Diese Toten standen für Institutionen, die über alles erhaben schienen. Doch das Empire ist dahin, der alle verbindende Weltfußball ist final korrumpiert. Und die katholische Kirche? Hatte in Benedikt den Papst, dem es, wie Willi Winkler in der *Süddeutschen Zeitung* schrieb, „als erstem Theologen seit Martin Luther“ gelang, „die Macht der katholischen Kirche zu erschüttern“. Der Symbolwert dieser Tode wirkt einigermaßen gewaltig. Und wie das Zu-Grabe-getragen-Werden tagelang begleitet wurde – das wirkt wie eine Lektion über den neuen Personenkult, den der Zwang zu Fasslichkeit, Einfachheit und Überdeutlichkeit mächtig befeuert hat. Dieser Kult sprengt Filterblasen und folgt doch Gesetzen sozialer Medien: Verherrlichung zelebriert er am Abgrund, Statuen baut er auf Treibsand. Der Blick

auf diese großen Toten fixierte sich bis zur Hysterie auf das Gewesene. Das zeugt von Angst vor dem, was kommt. Und von Bereitschaft zur Verdrängung.

Interessanterweise entfaltet das Anhaften an der Vergangenheit in einem Moment seine Wucht, in dem sie gründlich infrage steht. Wer will im Ernst den Kolonialismus des Empire zurück? Hatte der Fußball nicht Wracks und Skandale, bevor er ganz aus dem Ruder lief? Und war die katholische Kirche, als der Missbrauch noch ganz und gar in Kirchengemäuern verborgen war, ein integrierter Hort des wahrhaft christlichen Lebens?

Wenn tragende Institutionen Bindekraft verlieren, spiegelt sich das im Verhalten der Menschen. 2021 verließen 360.000 Menschen in Deutschland die katholische Kirche, 280.000 die evangelische. Rekord-Austrittszahlen.

Dem erodierenden Vertrauen in alte Institutionen gesellte sich in der Silvesternacht akuter Verlust an Respekt hinzu: Attacken auf Sanitäterinnen und auf Feuerwehrleute. Der Autoritätsentzug erfasst seit Jahren auch helfende Menschen in Uniform, die Rettungs- und Schutzkompetenz bieten. Was Zusammenhalt stiften könnte, wird stattdessen angegriffen; zwar durch eine Minderheit, aber es kratzt doch am Gefüge. Debatten über Gründe, über Milieus und Herkunft wiederholen sich. Und wer das Höchstmaß an Strafe fordert, kann sich nebenbei leise fragen, wie sich das eigene Verhalten in sozialen Medien gestaltet. Ist es nicht auch – roher geworden? Unduldsamer? Aggressiver?

Bei alledem sind die übergroßen, übermächtigen Krisen nicht einmal benannt. Krieg.

Drohende Klimakatastrophe. Tiefe Erschöpfung überall. Wohin soll das führen?

Gedanklich vielleicht am besten auf den Pfad der Behutsamkeit. Es fällt ja verdächtig leicht, all die verstörenden, komplex ineinander verschlungenen Zeichen als Niedergangs-Story zu lesen, die auf die Apokalypse zuläuft. Wird der Klimawandel im Sommer das wettermoderate Deutschland in eine Wüstenei verwandeln? Wird aus dem Ukraine-Krieg, wo nun doch Panzer geliefert werden, ein atomarer Weltenbrand? Wenn es apokalyptisch zugeht, ist Skepsis keine falsche Haltung. Sie zweifelt an der Zwangsläufigkeit. Das bedeutet übersetzt: Zuversicht gegen den Augenschein, aber bei klarem Kopf. Nur, woher sie schöpfen in dieser gebeutelten Zeit?

Vielleicht aus dem Mut, mal durchzuatmen und einen Halbschritt zurückzutreten. 2022 hat Monströses gebracht, da liegt es ziemlich nah, noch Schlimmeres zu erwarten. Als Putin seinen Krieg begann, war das Wort „Zeitenwende“ gleich da. Wer aber spätestens in den 1970ern zur Welt kam, erlebt schon eine dritte oder vierte Zeitenwende. Chronologisch

rückwärts: Der 11. September 2001 wurde so gedeutet. Die Exzesse in Ex-Jugoslawien wurden durchaus so wahrgenommen, die desillusionierende Schlächtereier zwischen vormals friedlichen Nachbarn. Da war schon „der Krieg zurück in Europa“. Davor, in seiner ersten Phase maximal positiv besetzt, das Zeitenwendewunder schlechthin, der wie Butter schmelzende Eisener Vorhang, die wie Spielklötze fallende tödliche Mauer. Und immer wieder Krisen, die ans Existenzielle reichten. Ölkrise. Waldsterben. Die Atomangst der 1980er, wahrlich kein Hirngespinnst bei kriminell kurzen Vorwarnzeiten.

Und was dann in jüngerer Zeit an Unvorstellbarem wirklich wurde! Vom Brexit über Trump bis zu dieser Woche, als im US-Repräsentantenhaus keiner im ersten Wahlgang die Mehrheit als Sprecher bekam – und im dritten Wahlgang nicht und auch nicht im zehnten. Erstmals seit hundert Jahren. Wer sagt, die Welt sei vor der „Zeitenwende“ niemals Karussell gefahren?

Und was heißt das fürs neue Jahr? Der Historiker Joachim Radkau hat in seiner „Geschichte der Zukunft“ lehrreich und amüsant gezeigt, wie grotesk daneben Zukunftsprognostiker liegen können, auch bei größtem Sachverstand. Ein behutsames Plädoyer für leise Zuversicht darf also auf Prophetie verzichten. Francis Fukuyamas Erzählung über das Ende der Geschichte hat zu frappierend gezeigt, wie gründlich es schiefgehen kann.

Geschichte in die Zukunft zu verlängern ist halt ein heikles Geschäft, wenn auch derzeit beliebt: Die Metapher vom schlafwandlerischen Gang ins Desaster, vom Historiker Christopher Clark für den Weg in den Ersten Weltkrieg geprägt, wurde zum Boxing-Argument im deutschen Meinungskampf über Waffenlieferungen an die Ukraine. Die einen sagten: Wer Waffen liefert, schlafwandelt durch Beteiligung in den nächsten Weltkrieg. Die anderen: Wer es unterlässt, schlafwandelt durch Unterlassen.

Dies könnte also ein Vorsatz sein für das junge Jahr: Wir päppeln die Diskurskultur, indem wir ein bisschen weniger grob mit Analogien fuchteln. Klar, sie können faszinieren. Nicht zufällig gibt es großartige Bücher übers Jahr 1923, genau hundert Jahre her – das verführt zum Vergleich. Es war ein Jahr „Im Rausch des Aufruhrs“, mit dem Titel des Buchs von Christian Bommarius gesagt, ein deutsches Jahr, in dem ein Kilo Brot schon zu Anfang 250 Mark teuer war und bei rasender Inflation irgendwann 399 Milliarden. Auch jetzt ist Inflation, und das ist keine Bagatelle, aber von solchen Dimensionen sind wir himmelweit entfernt. Und diese Demokratie hat Geschichte, die von Weimar war blutjung, den Menschen steckte Krieg in den Knochen.

Vom irischen Historiker Mark Jones, Autor des Werks „1923. Ein deutsches Trauma“, stammt der Satz: „Die Weimarer Republik wiederholt sich nicht, aber wer die digitalen Bierkeller der Gegenwart verstehen will, wird aus dem Populismus dieser Zeit viel lernen.“ Vorsicht beim Vergleichen ist sinnvoll. Aber nichts spricht dagegen, guten Historikern zuzuhören. Nach Beginn des russischen Angriffs öffneten sie Debattenräume: Die Qualitätsmedien veröffentlichten exzellente historische Expertisen zur Geschichte der Länder, Entwicklung von Putins Herrschaft, deutschen Russlandpolitik. Bald aber dominierten wieder Lautsprecher, Besserwiserinnen, selbstgewisse Moralisten. Dafür, dagegen – und dazwischen nichts? Selbst differenzierte Gedanken zum elementar verstörenden Krieg gerieten in die Mühlen des Lagerspiels. Sage mir, wie du zu Panzern stehst, und ich sage dir, wer du bist? Das kann nicht das letzte Wort sein.

Ein guter Vorsatz für 2023 könnte lauten, dieses Spiel zu überwinden. Eine Gesellschaft, überlastet durch das Viel-zu-Viele, geängstigt durch Probleme, die sich kaum noch verdrängen lassen, begierig nach Klarheit und ein bisschen Erholung – diese überforderte Gesellschaft könnte anfangen davon abzulassen, andere nach Ansichten zu sortieren. Oft sind es ja keine Ansichten, sondern nur eigene Projektionen. Daraus wächst kein Verständnis. Daraus wächst Unverstand und im schlimmsten Fall Hass.

Gefühle sind in Debatten wichtig, aber können nicht alles sein. Drum könnte ein Vorsatz fürs junge Jahr in einer Formel stecken: Impulsabstinez auf Zeit. Mal testen, ob es auch anders geht – und doch mit Schärfe und angeregt.

Überraschungs-Kanzler Scholz, der in puncto Brillanz noch hübsch Luft nach oben lässt, gewann seinen Wahlkampf mit dem Wort „Respekt“. Dieser Plakatspruch muss praktischer werden. Respekt im Umgang mit anderen Menschen, Gedanken und Lebensumständen. Und, weil sonst alles nichts ist: im Umgang mit der Natur. Das lässt sich leicht im Kleinen erproben in diesem 2023. Könnte es auch im Größeren gehen?

Dafür bräuchte es Fantasie und Realismus zugleich. Bereitschaft, sich dem zu stellen, was ist. Und die Vorstellungskraft, Schlechtes zu überwinden. Das ist zuerst nur ein Sonntagsspruch und ein schöner Traum. Aber dazu gibt es ja Bücher: Von Ulrike Herrmann „Das Ende des Kapitalismus“, ein großes Gedankenexperiment, auch wenn der Titel nach Kampfschrift riecht. Oder „Wir konnten auch anders“ von Annette Kehnel, 2021 prämiert mit dem NDR Sachbuchpreis: Das Buch öffnet Augen und inspiriert die Fantasie.

Würden wir aus Versehen beginnen, daraus Realität zu schöpfen: Das junge 2023 könnte fantastisch anders werden. So viel Zuversicht muss sein.